

17.132

Unsere Heimat

Sagen aus dem Kreise Rößlin.

Von Dr. Schulz-Rößlin.

(Fortsetzung.)

50. Mahrt als Birnfeige.

Auf den Hof eines Bauern in Crasig, dessen eines Pferd häufig von der Mahrt geritten wurde, kam einst ein neuer Knecht der ein bißchen dumm war, und nahm dort Dienste. Wie er nun eines Abends im Stalle stand, legte sich die Mahrt nach ihrer Gewohnheit wieder auf das betreffende Tier. Der Knecht wollte den Gaul beruhigen, streichelte den Rücken und bekam dabei eine Birnfeige in die Finger. In seinem Unverstand als er sie auf und warf den Stengel in die Streu. Als er am andern Morgen in den Stall kam, fand er im Stroh ein paar Frauenbeine liegen; das übrige hatte er im Magen. (Zahn 470.)

51. Mahrt durch Scheltworte vertrieben.

Werben Menschen oder Pferde des Nachts von schweren Träumen geplagt, daß sie im Schlaf nach Luft ringen, kalten Angstschweiß bekommen und jämmerlich stöhnen, so heißt es: „Die reitet die Mahrt“. Es ist das der Geist eines Menschen, welcher auf solche Weise mit einem andern Wesen in Verbindung tritt. — Will man die Mahrt gerne wieder los werden, so muß man sie, wenn man flüht, daß sie Abends in die Stube gekommen ist, mit den größten Scheltworten überhäufen und ebenso, wenn sie wieder weggeht. Das nimmt sie dann in den meisten Fällen so übel, daß sie nie wiederkommt. (Zahn 472, aus Crasig.)

52. Mahrt läuft im Siebreifen nach Engelland.

Die Mahrt legt in kurzer Zeit die größten Entfernungen zurück, indem sie sich zu diesem Zweck in einen rasch dahinfließenden Siebrand setzt. Begegnet man einem solchen Reifen und stößt ihn um, so kann die Mahrt nicht weiter und auch nicht in ihren Körper zurück und muß sterben.

Ein Mann aus Crasig traf einst auf der Landstraße einen Siebrand, der in schnellem Laufe an ihm vorbeiziehen wollte. Als er ihn nun umstieß, hat eine Stimme, er möge doch den Streifen wieder aufrichten; in einer Viertelstunde müsse sie in Engelland sein und dort einen Schmiedegesellen reiten.

„Rund assa Seewrand,
In Viertelstund in Engelland.“

(Zahn 473.)

IV. Der Werwolf.

Wie gewisse Frauen bzw. deren Seelen zum Driidengehen als Mahrt verdammt sind, so sind gewisse Männer verdammt, zu bestimmten Zeiten als Wolf umzugehen. Solche Männer nennt das Volk Werwölfe d. i. Mannwölfe. Es heißt, daß der siebente Sohn stets ein Werwolf werde, wie die siebente Tochter Mahrt. Die Grundvorstellung dürfte wohl die gewesen sein, daß die Menschenseele aus dem Körper fährt und der eines wilden Tieres, Wolfes, Platz macht. Wir wissen ja, daß die Seele nach der volkstümlichen Anschauung nicht an den Körper gebunden ist und ihn nach Belieben verlassen kann. Auf diese Weise erklärten sich

unsere Vorfahren die besonders auf primitiver Stufe nicht seltene Erscheinung, daß sonst friedlich gesinnte Menschen plötzlich ohne jeden erkennbaren Grund von wilden Wutanfällen gepackt werden. Hierher gehört z. B. das Amoklaufen der Malaien sowie die Berserkerwut (Berserker = Bärengewandster) der altnordischen Helden. Später, besonders in Verbindung mit dem mittelalterlichen Hexenglauben, wurde dann die herrschende Anschauung die, daß man den Uebergang in den Wolfszustand durch Zauber bewirken könne. Und zwar bedient man sich dazu des sogenannten „Werwolfsgürtels“. Aber auch bei dieser Anschauung steht es im allgemeinen nicht im freien Belieben des Menschen, ob er die Verwandlung durch Anlegen des Gürtels vornimmt, sondern er wird durch eine innere Kraft dazu gezwungen. Werwolfprozesse waren bis ins 17. Jahrhundert ebenso an der Tagesordnung wie die schrecklichen Hexenprozesse.

53. Der Werwolf in Krasisig.

Der Werwolf ist ein Mensch, der sich mit Hilfe der schwarzen Kunst in einen Wolf verwandeln kann. Dazu bedarf er eines Riemens, welcher aus einem Wolfsfell geschnitten und mit gewissen Vöchern und einer Schnalle versehen ist. Wer einen solchen Riemen umschnallt, der wird ein Werwolf.

Einst hüteten der Knecht und der Kuhjunge eines Krasisiger Bauern die Pferde auf der Weide. Als sie müde waren, legten sie sich hin und schliefen. Der Junge tat aber nur so, als ob er eingeschlafen wäre, und da sah er denn, wie der Knecht plötzlich aufstand, in das Gebüsch eilte und dort einen Wolfsgürtel umschnallte. Nach einer kleinen Weile kam auch wirklich aus dem Busch ein großer Wolf heraus und gerade auf den Jungen zu. Dieser ließ sich aber trotz seiner Angst nichts merken, sondern schnarrte ganz laut. Als der Wolf sich beruhigt hatte, daß er unbelauscht geblieben sei, sprang er unter die Herde, ergriff das beste Füllen und fraß es halb auf. Dann lief er in den Busch zurück und kam nach kurzer Zeit als Mensch wieder.

Wie nun am andern Tage das ganze Gefinde des Bauern beim Häckselschneiden beschäftigt war, spie der Knecht oft aus und klagte: „Mir ist so wimmelwawmel im Leibe.“ — „dir muß auch schön wimmelwawmel sein,“ entgegnete der Kuhjunge, „du hast ja ein halbes Fohlen im Leibe“. Da antwortete der Knecht vorntig: „Das hättest du mir gestern Nacht sagen sollen!“ denn vor den andern Leuten fürchtete er sich, den Jungen als Werwolf zu zerreißen, weil sie ihn sonst gewiß totgeschlagen hätten. (Zahn 491.)

(Fortsetzung folgt.)

Stolper Münzen.

Von Schlachthofdirektor Werner-Stolz i. P.

Die Stadt Stolp, im Gegensatz zu anderen gleichnamigen Orten auch Stolpa Pommerana, d. h. Stolp in Sinterpommern genannt, war von altersher eine der Hauptburgen in Ostpommern. Mit dem Stolper Siegel wurden die von den pom-

merischen Herzögen erlassenen Urkunden versehen, einige derselben erwähnten die Stadt zu ihrer Residenz, weswegen diese auch von den Nachbargebieten als duces Stolpenjes, Stolper Herzöge, bezeichnet wurden. Bogislaw V., welcher bei der Teilung Sinterpommerns in den Jahren 1368 und 1372 auch Stolp erhielt, verließ dieser Stadt 1368 das Münzrecht. Aus dieser Zeit sind 8 Münzsorten, sogen. Finkenaugen und Schillinge bekannt. Die Finkenaugen sind von der Stadt selbst geprägt, während die beiden anderen sogn. Schillinge, herzogliche Gepräge sind. Die Stadtmünze, welche gleich den beiden anderen aus Silber hergestellt ist, trägt keinerlei Schriftzeichen. Sie hat ein Durchschnittsgewicht von 0,29 Gramm und einen Durchmesser von 11 Millimeter. Auf der Vorderseite trägt sie den durch 3 Wellenlinien angedeuteten Stolpestrom, (welcher sich kurz vor der Stadt in 3 Arme teilt, um sich gleich hinter derselben wieder zu einem Flußarm zu vereinigen). Auf der Rückseite hat sie den für die Städte Pommerns charakteristischen springenden Greif.

Die beiden anderen in Stolp geprägten Münzen haben auf beiden Seiten eine Umschrift. Beide sind erheblich größer als die ersterwähnte, von einem Durchmesser von 20 bzw. 22 Millimeter und einem Gewicht von 1,73 Gramm bzw. 1,68 Gramm. Sie stammen aus der Zeit der Regierung Bogislaws IX., welcher von 1418—1446 Herzog von Pommern war.

Auf der Vorderseite der größeren Münze sehen wir ein durchgehendes Kreuz mit dem Greifenschild. Die Umschrift lautet: „Dux Pommeranie“, auf der Rückseite befindet sich gleichfalls das durchgehende Kreuz mit dem Stolper Stadtwappen, d. h. dem durch 3 Wellenlinien angedeuteten Stolpestrom. Die auf dieser Seite befindliche Umschrift lautet: „Moneta Stolpensia“.

Auf der anderen Münze befindet sich auf der Vorderseite auf dem durchgehenden Kreuze ein leerer Schild, und diesem liegt als Hauptschild der Greifenschild auf. Auf der Rückseite befindet sich auf langem Kreuze der Ordensschild. Die Umschrift auf der Vorderseite lautet: „Dux Pommeranensis“. Auf der Rückseite ist folgende Umschrift: „Moneta Stolpensis“. Hinter dieser Umschrift befindet sich der Stolper Schild, d. h. die 3 Stolpearme. Als Vorbild für diese beiden Gepräge dienten die Schillinge des deutschen Ordensmeisters Paul von Ruckdorf. Sie waren also offenbar für den Handel mit dem preußischen Ordensstaat bestimmt.

Die 8 erwähnten Münzen befinden sich im Original im Münzkabinett des Kaiser Friedrichmuseums zu Berlin. Durch das liebenswürdige Entgegenkommen des früheren Direktors des Münzkabinetts, Herrn Prof. Dr. Monadier, ist das Heimatmuseum von Stolp in den Besitz von naturgetreuen, sauber ausgeführten Gipsabgüssen dieser für die Geschichte und Kulturgeschichte der Stadt Stolp so überaus wichtigen und interessanten Münzen gelangt.

Der große Bär.

Von Professor Dr. A. Haas-Stettin.

Das schönste Gestirn des nördlichen Himmels ist ohne Zweifel der Große Bär, dessen sieben Sterne seit geraumer Vorzeit als vierräderiger Wagen mit Deichsel bezw. drei Pferden vorgestellt und als „Wagen“ benannt worden sind. Die im Vierer stehenden vier Sterne wurden als die vier Räder und die drei seitwärts in krummer Linie stehenden Sterne als die Deichsel bezw. als drei hintereinandergehende Pferde betrachtet. Die Vorstellung finden wir schon in Homers *Ilias* und *Odysee* vor: „Vor diesem (d. i. dem Orion) die Bärin — den Wagen benennen es andere —, welche sich stets dort dreht und nie in die Kluten hinabtaucht.“ So heißt es in der *Ilias* 18, 483f., und ähnlich lautet es in der *Od.* 5, 264ff. „Auch die Bärin, die sonst der Himmelswagen genannt wird, welche sich dort umdreht und stets den Orion bewartet, und die allein niemals in Okeanos' Bad sich hinabtaucht.“

In althochdeutschen Glossen wird der Große Bär als „Wagen“ oder „Himmelswagen“ bezeichnet, und in niederländischen Uebersetzungen des 15. Jahrhunderts wird er „Woenswagen“ und anderwärts „Woenswagen“, d. i. Wodans Wagen genannt; bei den Angelsachsen hieß er „voenes thist“ (engl. „van's thist“, d. i. Wagensdeichsel). Vergl. Grimm: *Dt. Myth.* Auch „Irmiswagen“ und „Selwagen“ kommt als Bezeichnung des Himmelswagens vor. Die iltertümliche Benennung und die Beziehung auf Wodan machen es von vornherein wahrscheinlich, daß in altheidnischer Zeit allerlei mythische Vorstellungen mit dem Gestirn verknüpft waren. Am deutlichsten haben sich diese Beziehungen erhalten in einer westdeutschen Sage, die Kuhn und Schwarz (*Nordd. Sagen* 222) aufgeschrieben haben.

Des Nachts — so heißt es hier — hört man oft den Nachtraben sein „har har“ oder „hrak hrak“ rufen. Das ist ein Vogel, der ist viel größer als ein gewöhnlicher Rabe und wohl so groß wie ein altes Huhn. Andere nennen ihn auch „den ewigen Fuhrmann“ und sagen, er habe sich gewünscht, für sein Teil Himmelsreich ewig fahren zu können; darum fährt er nun in alle Ewigkeit und sitzt auf dem Mittelpferde am Himmelswagen. Die vier großen Sterne nämlich, die man hinten am Sternbilde sieht, sind die großen Räder, die drei vorderen Sterne aber die drei Pferde, und der kleine Stern über dem mittleren Pferde ist der ewige Fuhrmann; der lenkt die Pferde, und weil der Wagen immer im Kreise fährt, stehen sie nicht in gerader Linie

neben einander, sondern in krummer, denn sie sind in steter Drehung begriffen. Vor Mitternacht aber, sagt man, fahre er aus, da steht die Deichsel aufwärts, und nach Mitternacht geht's heim, da steht sie abwärts. — Der Nachtrabe zieht alle zwei bis drei Jahre durchs Land und läßt sein „har har“ erklingen; sehen kann man ihn jedoch nicht, da er immer nur des Nachts zieht; man hütet sich aber, ihm etwa nachzurufen, denn das soll gefahrdrohend sein.

Mit Recht bemerken die Herausgeber hierzu: Da das Sternbild des Wagens nach Wuotan benannt wird, so wird auch der Gott auf ihm fahrend gedacht sein, und deshalb dürfen wir mit Wahrscheinlichkeit in dem hier als Fuhrmann auftretenden Raben einen der beiden Raben Wuotans erkennen. Wie der als Hahelberend auftretende Gott für sein Teil im Himmelsreich ewig zu jagen wünscht, so begehrt sein Diener, hier ewig zu fahren. Auch daß man dem Nachtraben nicht nachrufen soll, erinnert wieder an die gleichen Sagen vom Wilden Jäger.

Diese Sage kehrt auch in Pommern mit einigen Abweichungen und Zusätzen wieder. Allgemein wird der Große Bär auch bei uns zu Lande als der „Himmelswagen“ bezeichnet. Die drei vorderen Sterne sind die drei Pferde, die so angepannt sind, daß sie hintereinander laufen. Auf dem mittleren der drei Pferde sitzt der Kutscher, der durch einen ganz kleinen Stern gekennzeichnet ist. So fährt der Wagen rückwärts um den Nordstern, d. i. den Polarstern herum (*Haas: Rüg. Sagen* 186). Mit dem Kutscher hat sich die pommersche Volks Sage noch eingehender beschäftigt. Er wird gewöhnlich „de Dümk“, d. i. Däumchen, Däumling genannt. Man erzählt, er sei ein kleiner Geist gewesen, der sich als Kutscher verdingt hatte; er sei aber so klein gewesen, daß er in dem Ohre eines Pferdes Platz hatte. Wurde nun z. B. gepflügt, und der Dümk war dabei, so ging das, „dat de Jrd' man so stöwte“. Einst aber ließ sich der Dümk etwas sehr Strafwürdiges zuschulden kommen, und infolgedessen riefen die Menschen schwere Barmwünschungen auf ihn herab. Und die Strafe blieb denn auch nicht aus. Der Dümk wurde als Stern an den Himmel versetzt, und seitdem muß er auf dem Himmelswagen Kutscher spielen; der fährt aber Tag und Nacht, jahraus und jahrein, sodas der Dümk jetzt niemals mehr zur Ruhe kommt. Bei heiligen Versicherungen rüstat man noch jetzt den Dümk anzurufen mit den Worten: „So wahr de Dümk an'n Samen (Himmel) steht!“ Und ähnlich heißt es in einer altrügenschen Wetterregel:

Wenn de Dümk an'n Samen fährt
Un wenn de Nutt mit 'n Mehlbad trefft,
Denn ward god Bäder,

d. i. wenn das Sternbild des Großen Bären am Himmel steht und wenn die Milchstraße klar und deutlich sichtbar ist, dann gibt es schönes Wetter (*Haas: Rüg. Wbe.* S. 22). Eine sprichwörtliche Redensart, die man oft bezüglich eines zänkischen Ehepaares anwendet, lautet so: „De verdragen sich as Kuckuk un Säbenstirn“, d. i. sie vertragen sich garnicht und gehen einander aus dem Wege, denn wenn der Kuckuk kommt, verschwindet das Siebengestirn und umgekehrt.

In abweichender Fassung ist die Dümksage aus dem Kreise Rösslin berichtet. Hier heißt es: Das Sternbild des Großen Bären nennt man „der Dümk“. Das war ehemals ein böser Mann, der stets mit der größten Grausamkeit gegen seine Leute und sein Vieh verfuhr, und deshalb ward er nach seinem Tode zur Strafe an den Himmel versetzt. So wild, wie er immer auf Erden gefahren ist, fährt er auch dort noch. Die Pferde hat er vor seinem Wagen, und auf dem mittelsten reitet er selbst. Das ganze Gestirn geht aber so schief, als ob der Wagen jeden Augenblick umwerfen wollte (*Sahn* 164). Wie hier das ganze Sternbild als „Dümk“ bezeichnet ist, so wird es in Basium (gemeint ist wohl Bassum südlich von Bremen) „Dümkewagen“ genannt. Der Kutscher heißt außerhalb Pommerns auch wohl „Dümkew Fuhrmann“ oder „Dümkew Fuhrmann“ oder auch „Der ewige Fuhrmann“, und man glaubt, nachts noch sein „hi ha“ zu hören, womit er die Rosse antreibt (*Kuhn und Schwarz* S. 457). In Schleswig-Holstein heißt er Hans Dümke; er war Knecht bei sieben Gott, und hatte es gut in seinem Dienste, er verah ihn aber lieblich und muß nun zur Strafe dafür auf der Deichsel des Himmelswagens sitzen.

Den Nachklang eines Mythos verrät auch die Sage von der Entstehung des Großen Bären. Christus ging eines Tages an einem Bäckerladen vorbei, wo frisches Brot duftete. Er sandte einen seiner Jünger hin, ein Brot zu erhitzen. Der Bäcker schlug es ab; doch von ferne stand die Bäckersfrau mit ihren sechs Töchtern und gab das Brot heimlich. Dafür sind sie als Siebengestirn an den Himmel versetzt; der Bäcker aber ist zum Kuckuk geworden. Darum ruft man ihm nun zu: „Kuckuk Bäckersknecht!“ Zugleich ist damit auf das fahle, gleichsam mehlfestaubte Gefieder des Vogels angespielt. Seine Beziehung zum Siebengestirn ist aber noch darin begründet, daß er nur von Tiburtii (14.

Die Entflehung des Gollens.

Versuch einer vereinfachten, gemeinverständlichen Darstellung.

Von Studienassessor Dr. B r i e g m a n n - Rösslin.

Der Gollen, das Wahrzeichen unserer Stadt, ist jedem Rössliner wohlbekannt, aber nicht so bekannt ist ein Geheimnis, das er birgt, ein Rätsel, das in seinem Schoße schlummert, das ist das Rätsel seiner Entstehung.

Wir verstehen hier unter dem Namen Gollen jenen ganzen flutartigen, weißlich sichtbaren, bewaldeten Landrücken, der sich in einer Länge von 8, in einer Breite von 2—3 Km. eine Mauer quer durch unsere flachwellige Landschaft hindurchzieht und in seinen höchsten Erhebungen, dem Kreuzberg und dem Schiefen Berg, Höhen von 137 und 133 Metern erreicht.

Schon ein Blick auf die Karte zeigt die Eigenart der Lage unseres Gollens. Wir sehen, daß ganz Hinterpommern beherrscht wird von dem seenreichen baltischen Höhenrücken, der im allgemeinen die Grenze unseres Landes gegen Westpreußen und Brandenburg bildet. Dieser Höhenzug erstreckt sich von Südwest nach Nordost; der ihm vorgelagerte Gollen aber streicht von Südost nach Nordwest, liegt also gerade im rechten Winkel zu der Richtung des großen Höhenzuges und hat somit gar keinen ersichtlichen Zusammenhang mit diesem.

Wenn wir nun Klarheit gewinnen wollen über die Entstehung des Gollens, müssen wir die Geologie befragen, und darum sei hier ein kurzer Rückblick auf die jüngste Vergangenheit der Geschichte unseres Heimatbodens eingefügt.

Vor einigen Millionen Jahren wogte über unsere Gegenden das Meer; das war mitten in der Zeit, die man die Tertiärzeit nennt. In der zweiten Hälfte der Tertiärzeit hebt sich der Meeresboden langsam, das Meer flieht ab und verschwindet allmählich. Pommern wird ein südliches Vorland Standingens; es muß damals eine sumpfreiche Strand- und Delta-Landschaft gewesen sein. Ablagerungen dieser Zeit sind für unsere Gegend Tone (Seeboden) und Sande, beide ausgezeichnet durch ihren Gehalt an Kalkstein. Ebenfalls aus dieser Zeit stammen Braunkohle und Bernstein.

Auf die Tertiärzeit folgt das Diluvium, die Eiszeit. „Eiszeit!“ Ein unheimlicher Schauer umweht dieses Wort. In der Tertiärzeit muß eine tropische Glut geherrscht haben, nun aber begann die Vorseherrschaft der eisigen Winterkälte. Wie dieser Umschlag möglich war, haben wir hier nicht zu untersuchen; Tatsache ist es, daß von Skandinavien her die Gletscher, die abfließenden Eisströme heranrückten und sich über unser Land hinweghoben bis an die deutschen Mittelgebirge heran, alles unter sich begrabend. Diese riesigen, säckelartigen Eismassen, die sich in Skandinavien vielleicht zwei Kilometer hoch aufkürmten, hobelten beim Vorrücken den durch die warme Tertiärzeit aufgelockerten Festlandsboden Scandinaviens ab und schoben ihn

(unter dem Eise) mit, wobei sie ihn zerstückelten, zermalmten, zerrieben. Solchen Schutt, wie ihn in gleicher Weise, freilich in ungleich geringerer Menge, auch die heutigen Gletscher unter sich wärts schieben, nennt man Grundmoräne. Als es dann allmählich wieder wärmer wurde, wichen die Gletscher zurück, das Eis taute ab, und der Schutt blieb liegen.

So liegt heute die Tertiärlandschaft unserer Heimat unter einer mächtigen Decke von Grundmoränenschutt begraben. Es ist der Gletscherbemergel und seine Veränderungen: Gletscherbemergel, Gletscherbemergel u. a. Wir nennen ihn Mergel, weil er zerriebenes Kalkstein enthält; wir reden von „Gletscherbemergel“, weil er durch die Gletscher herangeschoben ist. Zutage treten vor allem die Veränderungen: Sande und Lehme mit eingezackten großen und kleinen Steinen. Das also ist der Boden, der unser Heimatland bedeckt; das Tertiär schlummert in der Tiefe. Auf dem Markt in Rösslin z. B. ist die diluviale Decke 26,5 Meter „mächtig“, d. h. tief; bei einer Brunnenbohrung in Zanow war sie mit 65 Meter noch nicht völlig „durchsunten“.

Erwähnt sei noch, daß die Gletscher dreimal (viermal?) kamen und gingen. Wir haben also eigentlich drei Eiszeiten und zwei Zwischeneiszeiten.

Nun zu unserm Gollen.

Auch der Gollen ist von diluvialen Boden bedeckt (Gletscherbemergel), aber diese Decke ist nur dünn, so weit sie nicht überhaupt ganz abgespült ist. Darum

April) bis Johannis (24. Juni) seinen Ruf erschallen läßt und nur um diese Zeit das Siebengestirn am Himmel sichtbar ist (Simrod: Myth. 26f.). Diese Sage lehrt in Pommern in mehreren voneinander abweichenden Fassungen wieder, bei den meisten Fassungen fehlt aber die Beziehung auf das Siebengestirn. Jahn bringt die Sage aus den Kreisen Köslin, Demmin und Grimmen in folgender Form:

Ein Mann lebte mit seiner Frau in stetem Unfrieden, und im Verger verwünschten sich beide gegenseitig. Als sie nun starben, ward der Mann zum Ruckuck; die Frau aber als der weniger schuldige Teil wurde mit ihren sechs Kindern an den Himmel versetzt, wo man sie noch heute als Siebengestirn sehen kann. Die sechs Wochen, in denen im Sommer der Ruckuck sich hören läßt, ist das Siebengestirn nicht sichtbar. Die anderen Vögel lassen diese Zeit hindurch den Ruckuck nicht zur Ruhe kommen; sie stehen ihm nach dem Leben, und er muß vor ihnen weichen. Aber nach Verlauf des sechs Wochen wird der Ruckuck zum Habicht, und dann herrscht er wiederum über die anderen Vögel. Eine hiervon völlig abweichende Sage über die Entstehung des Siebengestirns bringt dieselbe Quelle aus Zabelsdorf (Kreis Randow); sie lautet in gekürzter Gestalt folgendermaßen: In alten Zeiten wohnte in preussischen Landen ein frommer Priester; der hatte sieben Söhne und diese wollten wie ihr Vater auch Prediger werden. Weil aber der preussische König Soldaten brauchte, so mußten sie mit in den Freiheitskrieg. Hier wurden sie alle sieben von den Feinden gefangen genommen und in einen festen Turm gesperrt. Die Gefangenschaft kam ihnen harte an, und sie beschloßen zu fliehen. Mit großer Mühe wurde ein Loch durch die dicke Mauer geschlagen, dann befahlen sie sich Gott und wandernden ihrer Heimat zu. Doch die Feinde waren ihnen auf die Spur gekommen, und ehe sie es sich versahen, waren sie von allen Seiten von Soldaten umringt. In ihrer Not flüchteten sie in eine Wolkshöhle und flehten Gott um Rettung an. Da sandte ihnen Gott einen Engel, der sprach zu ihnen: „Eure Zuversicht soll belohnt werden, aber anders als ihr denkt!“ Damit ergriff er die sieben Brüder, trug sie zum Himmel und setzte sie an das Sternenzelt. Dort sind sie noch bis auf den heutigen Tag als sieben schöne, hellglänzende Sterne zu sehen, die man gewöhnlich das Siebengestirn oder die Sieben Brüder nennt. Diese Sage findet sich anderswo, wie es scheint, nicht wieder. Ihre Einkleidung trägt einen neuzeitlichen Charakter; nichts desto weniger mag ihr Kern alt sein, wenn auch vielleicht

nicht so alt wie die Däum- und Ruckucksagen. Jedenfalls ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn wir von Sonne und Mond absehen, kein anderes Himmelsgestirn von der einheimischen Volkssage in gleicher Weise verherrlicht ist wie der große Bär.

Flurnamen

des (königlichen) Amtsdorfs Konikow.

Von Gymnasiallehrer P. Schulz-Köslin

Das Dorf war dem Amt Kasmitzburg unterstellt und nach dorthin mußten die Abgaben, auch die Hand- und Spanndienste, geleistet werden.

Bis zum Jahre 1835 war die Dorfflur Allgemeinbesitz, in diesem Jahre wurde die Gemeinschaftsteilung abgeschlossen. Im Rezeß und auf der Rezeßkarte finden sich nun die Flurnamen, aber aus dem Plattdeutschen ins Hochdeutsche übersetzt von Männern, die des Plattdeutschen nicht so mächtig waren, daß sie dasselbe richtig übertragen konnten, so daß aus den Namen nicht immer die richtige Bedeutung zu entziffern ist.

Von Köslin aus gelangt man auf Konikower Grund mitten in der Siedelung „Zahnt“, sie heißt eigentlich Sarnkathen, d. h. schwarze Katzen; die Grenze bildet hier der Stadtgraben, und die Wiesen an diesem Graben heißen „das Räcklein“, ein Teil dieses Dorfes gehört also zu Köslin und der andere zu Konikow. An dem Weg, welcher westlich aus dem Dorfe, rechts von der Chaussee sich abzweigt, liegen einige Ausbauten. Zwischen diesem Weg der Chaussee, der Trift nach Wilhelmshof und einem Weg, der in schräger Richtung die Trift mit diesem Weg verbindet, liegt ein Ackerstück. Einige hundert Meter — rechts an der Chaussee belegen — ist eine Vertiefung: *dei Säogkühle* = Saukühlen. War dies vielleicht früher die Schweinehütung? Westlich von der Chaussee vor dem schrägen Verbindungsweg (daher *Schraotweg*) liegt ein Teich = *dat Senkeso II* (Senkenteich), denn dieser Plan gehörte zu dem alten Hentfischen Bauerhof. Nach der Trift zu lag: *dei Pracheblok* = Bettlerblok, früher ein Nebland, woselbst die Pracher = Bettler hausten und sich „lausten“, wie ein Konikower scherzhaft bemerkte. Südwestlich hiervon liegt das Mittelmoor, welches von dem Stadtweg begrenzt wird.

Die Trift nach Wilhelmshof, welche die Chaussee kreuzt, verfolgen wir jetzt in nordöstlicher Richtung, rechts also südöstlich bleiben die Pflanzungen =

Pflanzungen = Pflanzland liegen. Dort, wo ein Weg nach Osten abbiegt, liegt westlich eine Wiesenmulde = *dei Deigrog*, und der letzte Zinsfel Landes, welcher eine eigenartige Form hat, heißt: *dei Nachthauw* = Nachthaube, oder Nachthufe, ich neige zu der ersten Deutung, denn die Konikower haben Sinn für Humor. Jetzt sind wir wieder am Stadtgraben, welcher hier in den Radestebach mündet. Die Wiesen an diesem Bach heißen zunächst *Bullenhütung* und dann die schwarzen Wiesen, welche bis zu den *Schulzebarken* = Schulzenbirken reichen; das Ackerland heißt *Borzwerf Konikow*, hier war früher ein Borzwerk, welches vielleicht dem Amt Kasmitzburg gehörte. Bei den Schulzenbirken sind wir beim alten Freischulzenhof (jetzt Friedrich Ruben) und damit beim Dorfe selbst angekommen; dieser Teil des Dorfes heißt: *dei Det* (Ort), ihm gegenüber liegt auf der andern Seite der Chaussee *dei Borbarg* (Borberg?). Mitten durch das Dorf führt ein Wiesenstreifen, dem Borberg gegenüber heißt er *Ellertrank* und der Besitzer Ruben, welcher hier wohnt, heißt *Elektriche*. Der Wiesenstreifen vor dem *Det* heißt *Konikower Bruch*, ein Teil davon heißt *Bruch*. Dieses Bruchgelände wird durchschnitten von einem Weg, der vom Freischulzenhof nach dem Burgwall führt, an welchem die Serlingskathen liegen. An diesem Wege soll früher eine Schmiede gestanden haben, einige behaupten auch eine Wassermühle. Westlich von dem Wege liegen die Schilfwiesen und hier bei Höhe 31,1 ist eine Bifurkation zwischen Radestebach und Schwarzbach. Ein guter Bach könnte also von der Ostsee durch den Jamunder See, den Mühlbach, die Radöse, den Schwarzbach, die Radü und die Persante wieder in die Ostsee gelangen. Die Wiesen nun, welche an diesem Wasserlauf, er heißt jetzt *Konikower Bach*, liegen, heißen *Bauernmoor*, (die Trift dahin *Moortrift*), *Kalkwiesen* und *Prachewisch* (Bettlerwiesen). Die Konikower müssen also von jeher auf die Sauberkeit ihrer Gäfte (!) bedacht gewesen sein, denn sie haben weit vor jedem Dorfeingang eine Entlausungsstätte für die reisenden Gäste (?) gehabt.

Der Konikower Bach hat hier viele Windungen, er stellt ein vorzügliches Mäanderband dar. Das ist aber auch erklärlich, denn kein geringer als der Teufel selber hat diesen Bach angelegt. Und das kam so. „Beelzebub wollte pflügen und spannte seine Grokmutter vor den Pflug, sie wurde aber „stetisch“, er verreckte ihr eins mit der Peitsche und darauf ging sie mit dem Pflug durch. Nun konnte er die Pflugschwanz nicht richtig führen und so ent-

ter finden wir die tertiären Ablagerungen (s. o.). Wer einmal hinausspaziert zu den Sandgruben an der Gohrbänder Chaussee oder am Grandberge, kann sich davon überzeugen: der weiße Sand, der dort abgefahren wird, ist tertiären Ursprungs. Die Tonstreifen sind Bildungen einstigen Seebodens. Welche Kraft hat diesen Boden so hoch emporgeschoben, daß er nun zum Teil 100 Meter und mehr über dem heutigen Spiegel der Ostsee liegt?

Die Frage wird noch verwickelter. Im Jahre 1912 wurde eine Tiefbohrung im Gollen vorgenommen, da man im Tertiär Braunkohlenlager vermutete. Man bohrte im Gollen 89, da, wo der Fahrweg den Wallbach kreuzt, 77 Meter über N.-N. Das Bohrloch wurde 111,60 Meter hinabgeführt, also noch 34,60 Meter unter N.-N. Dabei fand man zwar kein ergiebiges Braunkohlenlager, aber man entdeckte, daß hier eine gewaltige Tertiärmasse auf — diluvialen Boden lag! Um es kurz zu sagen: wir haben im Gollen eine 100 Meter mächtige Schotte tertiären Bodens, die auf diluvialen Boden aufgesetzt ist! Hier ruht also Aelteres über Jüngerem!

Das ist das Rätsel des Gollens. Erscheint er nicht wie ein von fremder Macht hierher versetzter Berg? Wir erinnern uns an jene alten Märchen von den Riesen, die Berge abbrechen, um sie anderswo wieder aufzustellen. Wirklich, eine Riesenkraft muß hier im Spiele sein. — Wir fragen nun: Welche Kraft konnte diese gewaltige Tertiärschotte emporheben und auf den jüngeren, diluvialen Boden hinaufschleppen?

Eine klipp und klare Lösung dieses Rätsels können wir nicht — noch nicht — geben. Wir wissen ja auch nicht einmal, ob wir im Gollen nur mit einer einzigen Schotte oder mit mehreren Schotten zu tun haben. Jedenfalls kommen zwei Kräfte in Betracht: die Kraft des sich vorschleppenden Eises und die Kraft der sich bewegenden Eistrinde.

Im ersten Fall hat man sich die Entstehung des Gollens so zu denken: die von Norden nach Süden vordringenden skandinavischen Gletscher haben irgendwo auf ihrem Wege die tertiäre Schotte aufgedreht, im Eise mitgeschleppt und endlich an dem heutigen Platze angelegt. Wir kennen eine ganze Reihe solcher durch die Gletscher fortgeschleppter Schotten, von denen freilich keine an Mächtigkeit der des Gollens gleichkommt; vergl. z. B. die 20 Meter mächtigen Zurakasschotten von Bartin, südöstlich von Kolberg.

Im zweiten Fall denkt man sich den Gollen an Ort und Stelle entstanden und zwar durch einen „Bruch“. Man verlängere die Streichrichtung des Gollens nach Nordwesten, dann erhält man eine Linie, die durch den Jamunder See, d. i. eine alte Meresbucht, durch den „Kösliner Küstenknick“, an der Südwestküste Bornholms vorbei, durch Süd-Schweden (Schonen) führt. Man erkennt, daß die betr. Küstenlinien Bornholms und die Schonenischen Gebirgslinien ebenfalls die Richtung unseres Gollens haben. Wir haben hier eine Bruchlinie, d. h. die Erdoberfläche hat hier sozusagen einen „Sprung“ bekommen und längs dieses Sprunges sind Erden-

stücke eingebrochen, eingesunken. Die Richtung dieser Bruchlinie ist nicht zufällig, in Bornommern tritt eine ganze Reihe gleichlaufender Linien deutlich hervor, vord. z. B. die Senkung zwischen Pommern und Mecklenburg, in der die Unterläufe von Tollense, Trebel und Rednik fließen, vergl. den Strelasund u. a. m. Diese Linien haben weiteren Zusammenhang mit den „herzynischen“, durch den Satz bestimmten, die das ganze Gebiet zwischen Satz und Bornholm durchziehen. Kurz: Unsere Gegend wird von einer Bruchlinie geschnitten, und zwar ist es die äußerste der vom Satz ausgehenden Linien (gerade die, wie eben bei bemerkt sei, die den sogenannten „Baltischen Schild“ berührt). Entstanden ist dieser Bruch in der zweiten Zwischenzeit. Nun denke man sich den „Sprung“ nicht senkrecht zur Erdoberfläche, sondern schief. Dann kann ein Erdstück längs der Sprunglinie unter das andere hinabrutschen. Beim ersten Anblick solcher Erscheinung hat man den Eindruck, als hätte sich das obere Stück über das untere geschoben, deshalb nennt der Geologe solche Erscheinungen geradezu „Heberschiebungen“. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß auch beim Gollen solch eine Heberschiebung vorliegt.

Damit sei es genug. Wir können die Fragen, um die es sich hier handelt, nur andeuten, nicht erschöpfend behandeln. Unsere Heimat bietet des Bemerkenswerten genug. Mögen diese Zeilen ein Zeichen sein, daß in unserer guten Stadt das Interesse an der Geschichte des Heimatbodens wach ist.

Hand dieser Kiebelkrumme Bach. Wir sind jetzt an der Stelle, woselbst der Schwarzbach unter der Chaussee durchfließt, wir kehren auf der Chaussee nach Konikow zurück, hier war bei der Brücke früher ein alter Damm. Dort, wo westlich von der Chaussee ein Weg nach Gieslow und Neuklens sich abzweigt, liegt bei Kieberg (Keilberg) und eine Strecke weiter auf der Höhe der Sandberg. Unmittelbar vor dem neuen Kirchhof zweigt sich in südlicher Richtung der Gieslower Mühlenweg ab. Nun sind wir im dritten Teil des Dorfes, dem Ubleen (Eulenende) mit der Kirche und der Pfarre. Das Moorgebiet, welches sich hier an das Erlendbruch anlehnt, heißt Schraotmäue (Schrägmoor) und der Bauer, an welchem der schräge Weg zu diesem Moor hinführt, heißt Schraotmaue (Schrägnachbar). Hinter dem Pfarrgarten heißt ein Garten Gottfriedsqaore (Gottfriedsgarten), weil ihn ein Bauer mit Vornamen Gottfried ankaufte. Das Ackerstück hinter dem neuen Friedhof heißt Wollswauet (Wollswurt), denn von hier schätzen sich immer die Wölfe ins Dorf. Gehen wir auf der Chaussee nach Neuklens ein Stück weiter, so kommen wir linkerhand an das Wattenfoll, die dahinter liegende Höhe heißt Fichtberg, hier standen früher einige Kiefern.

Wir wandern auf der Chaussee nach Schwesin zurück und kommen wieder an den Keilberg und den Weg von Schwesin nach Neuklens. Die Wiesen südlich dieses Weges heißen Kawatt, Küsterwiesen, Papenschild, Rötbruch und Steinhöhn (Steimort). Hier hat der Teufel einmal wieder mit seiner Großmutter sein Spiel gehabt. Sie hatten sich beide erzürnt. Sie war auf der andern Seite des Schwarzbaches und stand auf der Höhe, einer kleinen Erhöhung in den Wiesen. Sie warf mit Sand und er mit Steinen, daher sind auf der Konikower Seite hier so viel Sandberge und auf der Höhe viele Steine. So findet der gesunde Volkswitz sich mit dieser schlechten Land(Sand)ede ab. Nördlich von diesen Wiesen liegt der schwarze Berg (Höhe 48,9). Wir stehen am Gieslower Mühlenweg. Das Ackerland westlich dieses Weges bis zur Neuklenser Grenze heißt Kesselmoor und Kriwitthüllen (Kibibühsehl). Wir kehren zum Schwesin-Neuklenser Weg zurück. Die Höhe an der Neuklenser Grenze (44,6) heißt der Fiebellenberg. Wir gehen auf der Grenze zwischen Neuklens und Konikow nach N. weiter. Das Hochmoor rechts heißt Mittelhoff und eine mündenförmige Wiese wieder Deigtrog (Teigtrog). Nun, ein Dorf, welches an jeder Seite einen Teigtrog hat, das muß ein sehr nahrhaftes Dorf sein und das kann ich bestätigen, denn die Konikower „sind nicht so“, wenn ein guter Freund sie besucht. Vor uns auf der Mitte der Chaussee zwischen Konikow und Neuklens erhebt sich ein stattliches Bauerngehöft und früher hieß dieses ganze Berggelände (bei gäl. Bara), weil hier nur Brim (Brim = Besenginsten) wuchs. Ja, fleißige Bauernkäufe haben schon manches Nebland urbar gemacht. Wir wandern auf der Grenze weiter und kommen an das Erlendbruch, welches bis zum Dorf Konikow führt, die nächste Höhe ist der Falkenbrin; gehen wir auf der Grenze weiter, so kommen wir zu Aderplänen, welche hinter den Barnkathen liegen, sie heißen Stadtfeld, an welches sich das uns schon bekannte Wiesengelände, die Kuhling anschließt. Ob dieser Name lautrichtig wiedergegeben ist, das bezweifle ich. Da diese Wiesenstücke vielfach keilförmig sind, könnte man wohl eher zu der Annahme kommen, daß dies Gelände Kiefing = Keilung hieß.

Ein altes Bauerngeschlecht in Neuenhagen.

Von B. K u m r o w = Gildenbagen.

Es ist etwas Eigenartiges um einen altangesessenen Bauernstand. Leider können verhältnismäßig wenige Familien ihre Vorfahren Jahrhunderte weit zurück verfolgen wie der Adel, der vermöge seines Vorranges auf kulturellem Gebiete seine Ahnen bis zu einem Jahrtausend und darüber hinaus nachzuweisen imstande ist. Einmal fehlte dem Bauern früherer Jahrhunderte meist jegliche Schulbildung, so daß er, kaum des Schreibens und

Lesens kundig, nur mündlich Ueberliefertes bewahrte, das, wie die Erfahrung lehrt, sehr leicht entfällt und schließlich ganz vergessen wird. Sodann ging ihm ja auch als hörigem Untertan oft das Interesse für seinen Grund und Boden ab, den er nur zur Nahrung, nicht eigentümlich bebaut und von dem er nicht wußte, wie lange er ihn in seinem Abhängigkeitsverhältnis zum Grundherrn bewirtschaften konnte und ob er auf eines seiner Kinder übergang. Etwas alte Uebergabeakten sind meistens als überflüssiger Kram verworfen worden, sofern sie nicht bei Behörden niedergelegt waren. Pflicht eines jeden ist es, Hand in Hand mit der auch in unserm Pommernlande kräftig einsetzenden Bewegung für Emat- und Familienforschung Verständnis hierfür zu wecken und so manch wertvolle Ueberlieferung der Vergessenheit zu entreißen.

Eine alte Bauernfamilie, deren Glieder seit Anfang des 17. Jahrhunderts dieselbe Scholle ohne Unterbrechung innehaben, ist die Lassahnsche in Neuenhagen. Zurzeit einer Witwe des Geschlechts gehörig, wird der erwachsene Sohn Robert Lassahn der Erbe des Bauernhofes sein. Mit diesem lassen sich in absteigender Linie 10 Glieder im Mannesstamme aufzählen, die auf dem väterlichen Hof gesessen. Auch den dreißigen Krieg, dessen Wirren so viele Landbewohner um Hab und Gut kragte, hat das Geschlecht, verbunden mit dem Besitz, überdauert. Das Streiter Kirchenbuch besagt 1784, daß damals ein Vorfahr, Kirchenvorsteher Peter Lassahn gestorben sei und bereits das 6. Glied den Bauernhof bewohne. Die Notiz vermerkt weiter, daß der Verstorbene den Ruhm eines Christen und treuen Mannes mit ins Grab genommen habe und unter diesem Lassahn immer in wechselnder Folge ein Peter und Joachim gewesen seien. Dieser Brauch dauert an bis 1847, wo nach Peter Lassahn die Namen Christian und Emil, der Großvater bzw. der Vater des Robert, erscheinen.

Eine frühere Aufzeichnung des Kirchenbuchs steht im Widerspruch mit der obigen insofern, als der 10. Ahne nicht Peter, sondern Thebes hieß. Jedemfalls ist zweifelstfrei dargetan, daß dieser Peter-Thebes der erste nachweisbare Vorfahr der Lassahne war. Er verheiratete sich 1614 mit Trine Kummerowen und hat mutmaßlich mit diesem Zeitpunkt die Wirtschaft angetreten. Seine Besitznachfolger waren: Joachim, † 1684, Peter, † 1706, Joachim, † 1736, Peter † 1784, Joachim, † 1816, Peter, † 1847, Christian, † 1887, Emil, † 1915. Peter Lassahn III. erbaute 1845 die heute noch in solldem Zustande befindlichen Gebäude des Hofes.

Außer des 1784 verstorbenen Peter Lassahn wird auch dessen beide Vorgänger rühmlich gedacht. Auch diese waren Kirchenvorsteher oder Provisores. Reichhaltiges Material bietet in diesem Falle das Kirchenbuch zur Anlegung einer Familienehronik.

Trunich und Taufarre.

Geht man in Köslin von der Stadtmühle aus „Am runden Teich“ entlang nach dem Kamp zu, so wird man rechts an einem Hause ein Straßenschild „am Trunich“ entdecken. Viele wollen in diesem merkwürdigen Namen ein plattdeutsches Wort sehen und übersetzen es demnach mit „Trau nicht“, weil dem sumpfigen Gebiet, das mit dem Ausdruck bezeichnet wird, nicht zu trauen sei. In der Nähe von Köslin im Kreise Kolberg-Körlin findet sich dieselbe Ortsbezeichnung. Dort sind (vergl. Bl. f. Pom. Volkst. VIII, 141) inmitten eines sumpfigen Fleckens heute noch die Ueberreste eines alten Gemäuers zu sehen, wo in alter Zeit die Ritterburg Trunich gestanden haben soll. Auch dort soll der Name bedeuten: Trau nicht, denn dem Moor und dem Sumofuß, das heute noch den Namen trägt, ist nicht zu trauen. Diese Ableitung aus dem Niederdeutschen ist freilich verfehlt. Der Name Trunich dürfte auf ein slawisches Wort zurückgehen, das sich z. B. im Serbischen vorfindet als „truneti“ = faulen, modern. Trunich (slaw. wahrscheinlich Trunik) ist also gleich Modernstelle, eine Bezeichnung, die zu der östlichen Beschaffenheit der mit Trunich bezeichneten Stellen vorzüglich paßt.

Ein anderer Name, der ebenfalls durch seine Seltsamkeit auffällt, ist die „Taufarre“. Nördlich von Schlawe zwischen Alt-Schlawa und Stenik geht in einer Schlucht ein Wasserlauf zur Wipper, der mit diesem Namen bezeichnet wird. Die Volksetymologie sucht auch hier rein äußerlich das Wort dem Klange nach zu deuten, indem sie wissen will, der Name rühre daher, weil die Schlucht früher teilweise „taufari“ (zugefarrt) worden sei, ein Erklärungsversuch, dessen Unwahrscheinlichkeit offenkundig liegt. In dem Hammersteiner Grenzvergleich von 1408, der zwischen dem Herzog Bogislaw von Stolp und dem Hochmeister Ulrich von Jungingen abgeschlossen wurde, kommt der Ausdruck ebenfalls vor. Dort wird bei der Grenzbestimmung der Ordensgebiete Lauenburg, Bütow und Schlochau eine kleine Wiese erwähnt, „genannt Todars“. Knoop (Bl. f. P. Volkst. VII, 160) meint: „der Name trägt deutsches Gepräge“. Er ist slawischer Herkunft: tetsch (russ.), tetschi (serb.) heißt strömen, fließen; tof Lauf, Strom. Todar, Taufar bedeutet also Wasserlauf.

Hermann Griebenow.

Kleine Mitteilungen.

Bismarck und der Baumschuh. Bismarcks gewaltige Persönlichkeit offenbart sich dem feineren Beobachter manymal besonders klar gerade aus kleineren Zügen, und auf eine solche Stelle im dritten Band der „Gedanken und Erinnerungen“ macht Philipp Hördt in der von Eugen Diederichs herausgegebenen „Tat“ aufmerksam. In einer Fußnote zum Kapitel über Caprivi, der sonst gerade persönlich verhältnismäßig gut wegkommt, sagt Bismarck: „Ich kann nicht leugnen, daß mein Vertrauen in den Charakter meines Nachfolgers einen Stoß erlitten hat, seit ich erfahren habe, daß er die uralten Bäume von der Gartenseite seiner, früher meiner, Wohnung hat abhauen lassen, welche eine erst in Jahrhunderten zu regenerierende, also unersetzbare Zierde der amtlichen Reichsgrundstücke in der Residenz bildeten. Ich würde Herrn v. Caprivi manche politische Meinungsverschiedenheit eher nachsehen als die rachsüchtige Zerstörung uralter Bäume.“ Hördt hebt hervor, daß es sich bei dem einer solchen Bemerkung zugrunde liegenden Gefühl um tiefste menschliche Werte handelt: „Aus dem Gefühl für die kosmische Unverwundbarkeit alles Seienden und werdenden heraus fällt Bismarck dieses Urteil über Caprivi. Im einzelnen, in politischen Meinungen und Urteilen mag er nun recht oder unrecht haben. Entscheidend ist allein, ob er, der die Geschichte eines großen Volkes lenken soll, mit seinen Wurzeln so tief hinunterreicht bis zu den Wurzeln unseres Geschlechtes; denn diese, und nicht der falsch oder richtig meinende Verstand, geben unserem Tun zuletzt Inhalt und Richte und lebendige Folge. Der Mangel an Ehrfurcht gegenüber einem in Jahrhunderten gewordenen Lebendigen beweist, daß dieser Mann wohl im einzelnen das Rechte sehen und wollen kann, daß aber in ihm nicht der Dämon mächtig ist, der ihn mit nachwandlerischer Sicherheit den Weg gehen heißt, von dem der Verstand erst nachträglich erkennt, daß er der richtige war — weil er zu dem durch unser tiefstes Wesen beachteten Ziele führte.“ — Wir Kösliner denken hierbei unwillkürlich an den Holschlag auf dem alten Friedhof. Mußten hierbei wirtschaftliche Gründe ausschlaggebend sein?

Im Verlage von E. G. Henckes in Köslin sind folgende Heimatsschriften erschienen:

Pommersche Landes- und Volkstunde
von J. W. M. Henning.

Bogislaw der Sebnte, Herzog von Pommern.
Ein historisches Gemälde
von J. C. Bemmo.

Pommerns geologische Formationen
von Dr. Hans Menzel, i. g. l. Bezirksgeologen aus Berlin.

Henriette Hendel-Schück, eine einstmalige berühmte Köslinerin
von Prof. Dr. Jonas, Gymnasialdirektor in Köslin.